

Bilder aus der Schweizergeschichte [Fortsetzung]

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **39 (1945)**

Heft 3

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-925580>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizerische Gehörlosen-Zeitung

Organ der schweiz. Gehörlosen und des «Schweiz. Verbandes für Taubstummenhilfe»

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats — Verantwortlicher Hauptschriftleiter und Geschäftsstelle: Johann Hepp, Carmenstraße 53, Zürich 7. Postscheckkonto VIII 11319, Telephonnummer 24 20 75
Abonnementspreis: jährlich 5 Franken — Insertionspreis: die einspaltige Petitzelle 30 Rappen

Zürich, 1. Februar 1945

Nummer 3

39. Jahrgang

Sprüche aus «Wilhelm Tell» von Friedrich Schiller

Greif an mit Gott! Dem Nächsten muß man helfen: es kann uns allen Gleiches ja begegnen.

Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt. — Vertrau auf Gott und rette den Bedrängten!

Was Hände bauten, können Hände stürzen: das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet.

Frei war der Schweizer von uralters her, wir sind's gewohnt, daß man uns gut begegnet.

Bilder aus der Schweizergeschichte

Die Alemannen

Die Herrschaft der Römer dauerte fast fünfhundert Jahre. Etwa ums Jahr 260 drangen unsere Vorfahren, die Alemannen, zum erstenmal in größern Haufen über den Rhein. Sie waren damals noch ein rauhes Kriegervolk. Plünderten das schöne Baselaugst und verbrannten es. Ebenso das reiche Aventicum. Sie dehnten ihre Raubzüge sogar bis an den Genfersee, nach Italien und Frankreich aus.

Im 5. Jahrhundert ließen sie sich dauernd südlich vom Rheine nieder. Damals brach das römische Reich zusammen. Die Alemannen konnten sich ohne große Kämpfe in Helvetien festsetzen. Sie nahmen den Eingeborenen das gute Ackerland weg und verteilten es kurzerhand unter ihre Krieger. Es ging also damals ähnlich zu wie im jetzigen Kriege.

In jenen unruhigen Zeiten flohen viele Helvetier und sie vergruben einen Teil ihres Geldes und ihrer Kostbarkeiten an einsamen Orten. Ganz wie es in den vergangenen Jahren manche Leute in den Kriegsländern taten.

Darum findet man bei Waldrodungen oder beim Bau von Straßen, Häusern, Festungen und Kanälen hie und da Münzen und Geräte aus der Römerzeit.

Nach und nach zerfielen die schönen Bauten der Römer. An einigen Orten findet man noch ansehnliche Reste davon. Namentlich dort, wo die großen Römerstädte Aventicum, Vindonissa und Augusta gestanden haben. Die gut gepflegten Weinberge und Obstgärten um die römischen Landhäuser herum verwilderten. Und auf den Straßen der römischen Soldaten wucherte Unkraut.

Die meisten Helvetier waren in den Kämpfen ums Leben gekommen oder geflohen. Die übrig gebliebenen wurden von den Eroberern zu unfreien Dienstleuten herabgedrückt. Sie lernten deutsch reden und verschmolzen nach und nach mit den Alemannen zu einem neuen Volk. Die Deutschschweizer sind Nachkommen der Alemannen und Helvetier.

Die Alemannen wohnten nicht gern hinter Stadtmauern. Ihnen war wohler auf einsamen Höfen oder in kleinen Dörfern (Weilern). Am liebsten siedelten sie sich an sonnigen Halden neben einer Quelle oder einem Bache an. Ihre Wohnhäuser waren einfache Blockhütten, aus Baumstämmen roh zusammengefügt. Ähnlich wie man sie noch auf abgelegenen Alpenweiden findet. Stube und Kammern waren mit dem Stall und der Scheune zusammengebaut. Tief herabhängende Strohdächer deckten und schützten das Ganze.

Wir wollen einem solchen Alemannenhof einen kurzen Besuch machen. Ein hoher Zaun zieht sich um die Hofstatt herum. Auf den Pfosten am Eingang stecken Pferdeschädel. Alle Räume liegen ebener Erde. Die Böden bestehn aus festgestampftem Lehm. In einer Ecke des Wohnraumes brennt ein offenes Feuer. Ein Kochkessel hängt darüber. Eben hat die Mutter Habermus gekocht.

Der Raum ist sehr einfach ausgestattet. Das Hauptstück ist ein klobiger Tisch. Die Tischplatte besteht aus zwei dicken Brettern. Schüsselförmige Löcher sind hineingeschnitten. Die Mutter schöpft jedem Kind mit einer Holzkelle Mus hinein. Und mit Holzlöffeln holen sie es wieder heraus. Einen solchen Tisch habe ich vor Jahren noch im Wallis gesehn.

Die Buben und Mädchen sind barfuß. Ihr Kleid besteht aus einem grobleinenen Hemd und einem mantelartigen Überwurf. Ein Ledergürtel faßt in Hüfthöhe Hemd und Überwurf zusammen.

Die Mutter trägt am Gürtel eine Ledertasche. Sie verwahrt Nadel, Faden, Kamm, Messer und andere Schätze darin. An ihren Ohren hängen Ringe. Und den Hals schmückt eine Glasperlenschnur. An der Wand blinkt ein großes Schwert. Es ist der Stolz des Vaters. Schon sein Großvater und sein Urgroßvater haben es getragen.

Nicht alles Land wurde aufgeteilt. Große Teile blieben gemeinsamer Besitz. Z. B. die Wälder an den Berghängen. Jeder Hausvater durfte hier Holz zum Bauen, Kochen und Heizen holen. Auch größere Stücke des geringen Wieslandes wurden nicht verteilt. Sie dienten als gemeinsame Viehweide, als Allmende. Diese Einrichtung hat sich da und dort bis heute erhalten.

Etwa hundert Sippen (Familien) bildeten eine Hundertschaft. Und aus einigen Hundertschaften wurde ein Gau. Die Namen Thurgau, Aargau, Klettgau, Hegau usw. erinnern noch an jene Einteilung.

Das Volk war in mehrere Stände oder Klassen geschieden. Da waren Herren und Knechte, Freie und Unfreie. Und in jedem Stand gab es wieder Abstufungen. Die Vornehmsten hießen Edeling oder Adelige. An der Spitze stand ein Herzog. Er war der Anführer im Krieg. Nach und nach gelang es den Herzogen, die Herrschaft auch in den Friedenszeiten zu behalten. Sie wurden die anerkannten Führer, Priester und obersten Richter.

Die Freien kamen jedes Frühjahr auf dem Richtplatz zusammen. Da wählten sie ihre Vorgesetzten. Da berieten sie auch über das Wohl des Landes und hielten sie Gericht. Die Volksversammlung war zugleich Heerschau. Die Alemannen erschienen darum an diesen Tagungen mit der Waffe an der Seite wie heute noch die Appenzeller an der Landsgemeinde.

Die Unfreien zerfielen in Leibeigene und Hörige. Die Leibeigenen waren meist ehemalige Kriegsgefangene oder Leute des eroberten Landes. Sie waren ihrem Herrn eigen wie ein Hausgerät. Sie durften nicht frei einen Beruf wählen oder vom Gute wegziehen. Durften nur unter sich heiraten. So wie es ihr Herr befahl. Auch ihre Kinder wurden wieder leibeigen. Starben sie, so gehörte ihr Besitz dem Herrn. Meist aber begnügte sich dieser mit dem besten Stück Vieh oder dem besten Kleid.

Die Hörigen waren etwas besser gestellt. Sie gehörten auch zum Gute ihres Herrn. Bepflanzten aber eigenes Land und durften Knechte halten. Konnten sich sogar loskaufen und frei werden. Sie entrichteten ihrem Herrn Abgaben: Korn, Schweine, Hühner, Eier usw. Und jede Woche hatten sie einige Zeit Frondienste¹ zu leisten.

Die Alemannen waren noch Heiden. Ihr oberster Gott hieß Wodan. Er thronte hoch über den Wolken in der Walhalla (Ruhmeshalle, Aufenthaltsort der Helden). Der blaue Himmel war sein Mantel und die goldenen Sterne sein Schmuck. Den Tapfern half er zum Sieg. Und die gefallenen Helden ließ er von seinen Töchtern, den Walküren, in die Walhalla tragen. Ihm war der Mittwoch (Wodanstag) geheiligt.

¹ Fron = Herr. Frondienst = Dienst für den Herrn; Arbeit, für die man keinen oder sehr geringen Lohn bekommt. Fronleichnam = Leichnam des Herrn.

Der Kriegsgott hieß Ziu. Ihm war der Dienstag geweiht. (In der Mundart wird der Dienstag noch jetzt Zischtig genannt.) Der Donnerstag erinnert an Donner, den Donnergott. Und der Freitag an Freia, die holde Frau der Liebe. In heiligen Wäldern opferten die Alemannen ihren Göttern Tiere.

Der Dichter Viktor Scheffel erzählt in seinem Buch »Ekkehard« von einem alemannischen Opferfest: Es war noch Nacht. Dunkle Gestalten regten sich bei der heiligen Eiche. An ihrem Stamm war ein Pferdeschädel festgenagelt. Nebenan glimmte ein Feuerlein. Spieße standen über dem Feuer. Knochen lagen herum. Ein Tier war geschlachtet worden. In einem Gefäß war noch sein Blut.

Um einen Felsblock saßen viele Männer. Ein Kessel mit Bier stand auf dem Stein. Sie schöpften daraus mit steinernen Krügen. An der Eiche kauerte ein alt struppig Weib. Die Männer schauten nach ihr. Im Osten hellte sich der Himmel. Jetzt warf die Sonne ihre ersten Strahlen über die Berge. Bald stieg der feurige Ball empor.

Da sprang das Weib auf. Die Männer erhoben sich schweigend. Die Alte hatte einen Strauß Mistel- und Tannreis. Tauchte ihn in das Gefäß mit Blut. Schwang ihn dreimal der Sonne entgegen und dreimal über die Männer hin. Dann goß sie das Gefäß unter der Eiche aus.

Die Männer ergriffen die Krüge. Hoben sie der Sonne entgegen. Tranken aus und setzten die Krüge gleichzeitig wieder ab. Es klang wie ein einziger Schlag. Dann warf ein jeder seinen Mantel um. Schweigend zogen sie wieder ins Tal hinunter.

Das Volk der Alemannen nahm rasch an Zahl zu. Denn ihre Familien waren kinderreich. Den jungen Männern wurde die Heimat oft zu eng. Sie zogen weiter nach Süden bis in die einsamsten Bergtäler der Innerschweiz hinauf und bauten sich eine neue Heimstätte. So besetzten unsere Vorfahren nach und nach das ganze Gebiet der heutigen deutschen Schweiz.

Bald genügten die alten Ackerbaugelände nicht mehr. Nun rodeten sie Wald und gewannen so neues Land. Gerade wie man es in den vergangenen Kriegsjahren auch machte. An diese schwere Zeit erinnern die Namen Rüti, Rütli, Grüt, Stocken, Brand, Schwand usw.¹

Viele unserer Dorfnamen gehen auf die Namen alemannischer Siedler zurück. Der Hof des Andolf erweiterte sich nach und nach zum Dorf Andelfingen. Wo ein Zollo seinen Hof hatte, steht heute Zollikon oder Zollikofen. Wo die Leute des Wadin wohnten, finden wir jetzt den Flecken Wädenswil.

In der Nordschweiz und im Mittelland endigen viele Ortsnamen auf »ingen«: Thayngen, Wülflingen, Mellingen, Zofingen usw. Das sind sehr

¹ Rüten = reuten oder stocken = Wald ausroden, Stöcke oder Baumstrünke ausgraben.
Brand = der Wald wird abgebrannt. Schwand = schwinden machen, der Wald schwand.

alte Siedelungen. In der Ostschweiz und in den Voralpen ist die Schlußsilbe »weil« oder »wil« häufiger: Amriswil, Wattwil, Thalwil, Huttwil usw. Die Schlußsilbe »wil« weist meist auf jüngere Gründungen hin.

Noch ein zweiter deutscher Stamm ließ sich in Helvetien nieder. Das waren die Burgunder. Sie besetzten das Land südlich und nördlich vom Genfersee. Aber sie gingen weniger grausam vor. Sie erniedrigten die Eingebornen nicht zu Sklaven wie die Alemannen. Behielten nur etwa zwei Drittel des Landes für sich. Bald übernahmen sie auch die Sprache der einheimischen Bevölkerung. So kommt es, daß man in der Westschweiz heute französisch spricht.

Allerlei vom Zucker

I.

Zucker ist in vielen Pflanzen enthalten: im Zuckerrohr und Mais, in manchen Rübenarten, im Obst, im Saft vieler Bäume usw. Das *Zuckerrohr* sieht ähnlich aus wie Schilfrohr, hat aber breitere Blätter und wird bis sechs Meter hoch. Es gedeiht nur in heißen Ländern mit gutbewässertem Boden.

Beißt man in einen Zuckerrohrstengel, so schmeckt's süß. Das merkten die Leute schon vor uralten Zeiten. Sie sammelten das Rohr, preßten es aus und tranken den Saft. Die Chinesen waren die ersten, die den süßen Rohrsaft eindicken und als Zucker aufbewahren lernten. Schon vor 7000 Jahren sollen sie das Zuckerrohr in den Niederungen am mächtigen Jangtse-kiang-Strom angepflanzt haben. Im Verlaufe der Jahrtausende ist es eine der wichtigsten Kulturpflanzen geworden. Heute kommt es nicht mehr wild vor.

Von China aus wurde das Zuckerrohr nach Indien gebracht. Dort lernten es auch die Araber kennen. Als diese vor 1200 Jahren Spanien eroberten, nahmen sie ihren Zuckerlieferanten mit. Seither gibt es auch in Südspanien große Zuckerpflanzungen.

Von Spanien aus wurde vor 450 Jahren Amerika entdeckt. Da dachte ein findiger Kaufmann ganz richtig: Das Zuckerrohr wächst am liebsten, wo es warm ist, und wo es Wasser hat. Warum soll es nicht auch in den feuchtheißen Gegenden der neuen Welt wachsen? Er lud junge Zuckerrohrpflanzen auf sein Schiff. Drüben pflanzte er sie ein. Sie gediehen, und nach und nach wurde Mittelamerika zum wichtigsten Zuckerland.

Die Spanier hatten bald zu wenig Arbeiter für ihre Zuckerpflanzungen. Da holten sie ganze Schiffe voll Neger aus Afrika herüber. Denen macht es keine Beschwerden, in der heißen Sonne zu arbeiten. Heute leben einige